

Wenn Jugendliche nicht wollen

Wege zur Kooperation mit Jugendlichen

Thomas Gruber

Zusammenfassung

Jugendliche wollen immer etwas – allerdings oft nicht das, was die professionellen Helfer wollen, dass sie es wollen sollen! Es gilt in der Arbeit mit Jugendlichen, ihnen Wege aufzuzeigen, die eine Verbindung zwischen dem Wollen der Jugendlichen und dem Wollen der Erwachsenen ermöglichen. Diese Wege sollen dazu beitragen, dass die Jugendlichen sich von einer Besucherposition, das heißt von Erwachsenen geschickten jungen Menschen hin zu einer Kundenposition entwickeln. Zentrales Moment ist hierbei, dass Erwachsene die spezielle Lebenssituation von Jugendlichen und die damit verknüpften Entwicklungsaufgaben ernst nehmen und sie respektieren sowie klare Orientierungen und Strukturen vorgeben.

Zur Ausgangslage

Häufig wird in der Arbeit mit Jugendlichen, die sich aufgrund von Kontextbedingungen, die Zwang formulieren, in Kooperation mit Helfern begeben müssen, davon ausgegangen, dass diese Jugendlichen keine eigenen Anliegen an die Kooperation hätten und so nicht zu Kooperation bereit wären. Es stellt sich hier jedoch die Frage, ob es überhaupt Jugendliche gibt, die nicht oder nichts wollen? Wenn ja, was wollen diese Jugendlichen denn nicht? Oder andersherum gefragt: Was ist es, das Jugendliche nicht wollen, aber andere Personen, vermutlich Erwachsene wollen, dass die Jugendlichen es wollen?

Müsste dieses „Nicht-Wollen“ nicht vielmehr heißen „Wenn Jugendliche etwas anderes wollen (als Erwachsene)“? Und müsste dann nicht gefragt werden, wie eine Kooperation, die die Erwachsenen initiieren und anbieten, dann aussehen kann?

Hieraus ergeben sich weitere Fragen:

- Sollen die betreffenden Jugendlichen ihre Anliegen an die der Erwachsenen anpassen? Gibt es dafür eine realistische Chance? Gibt es Bereiche, die es notwendig machen, dass Erwachsene alles daran setzen, die Jugendlichen zu Kooperation zu bewegen?
- Gibt es Bereiche, die den Jugendlichen überlassen bleiben können? Wenn ja, welche könnten dies sein? Wer darf es sich anmaßen, Jugendliche in welchen Bereichen zum Wollen zu zwingen? Welche Ziele rechtfertigen solchen Zwang?

Erwachsenen mag es oft sinnvoll erscheinen, Jugendliche quasi in ihrem eigenen Interesse zu Kooperation bewegen zu wollen. Schnell liegt dann allerdings auch die Haltung auf der

Hand, besser als die Jugendlichen zu wissen, was gut für die Jugendlichen ist. Allerdings führt genau diese Haltung der Erwachsenen dann zu der beschriebenen Ausgangslage: Die Jugendlichen wollen nicht das, was die Erwachsenen wollen und auf den ersten Blick wollen sie gar nichts.

Auf der anderen Seite: Wer erinnert sich nicht an seine eigene Jugendzeit, in der ihn vermutlich nichts so sehr zu Widerstand veranlasst hat wie Erwachsene, die genau wussten, was gut für einen sei. Was wäre das für ein(e) Jugendliche(r), wenn sie/er sich nicht sofort zumindest kritisch mit diesen Erwachsenen auseinandersetzen wollte.

Zudem: die Systemische Therapie kennt den Begriff der „Auftragsorientierung“, es wird viel über autonome Klienten gesprochen. Steve de Shazer (1992) spricht von Besuchern, Klagen und Kunden und warnt z. B. davor, mit Besuchern therapeutisch zu arbeiten.

Fasst man das bisher Gesagte zusammen, dann stellt sich die Frage, ob ein sorgloses Streben nach bedingungsloser Kooperation (oder – in den Augen von Jugendlichen – vielleicht besser Kapitulation) nicht das Wesen, das Besondere an Jugendlichen, an „jugendlicher Entwicklungsphase“, d.h. gerade deren besonderen Aufträge (und Entwicklungsaufgaben) missachten würde.

Aber was würden Jugendliche auf der anderen Seite mit Erwachsenen anfangen, die sich nicht selbst positionieren, das heißt hier Kooperation einfordern würden, und somit den Jugendlichen gar keine Gelegenheit geben würden, Widerstand zu zeigen, sich abzugrenzen, Autonomie zu erstreiten. Auch haben viel beachtete systemische Veröffentlichungen auf die Notwendigkeit z. B. elterlicher Präsenz (Omer & von Schlippe 2002) hingewiesen, also auf eine Form der Positionierung von Eltern und Fachleuten, die es den Jugendlichen oft erst ermöglicht, Grenzen zu erfahren und eigene Anliegen zu formulieren.

Es ergibt sich somit ein Dilemma: Wie kann eine Kooperation mit Jugendlichen aussehen oder aufgebaut werden, ohne die Jugendlichen als Klienten mit ihren eigenen Anliegen (oder Entwicklungsaufgaben) zu missachten, ohne ihnen quasi von außen Ziele aufzuzwängen und ohne auf der anderen Seite auf elterliche oder Erwachsenen-Präsenz zu verzichten?

Gibt es zudem vielleicht Ziele, die z. B. einschneidende Zwangsmaßnahmen rechtfertigen mögen: wie etwa die Arbeit mit jugendlichen Sexualstraftätern, wie sie in den Rheinischen Kliniken Viersen seit nunmehr fast 18 Jahren durchgeführt wird, die alle zunächst keinerlei Anliegen an therapeutische Arbeit formulieren. Würde man diese Situation als gegeben und unveränderbar nehmen, bliebe, da alle diese Jungen Kooperation ablehnen, da sie sie nicht für nötig erachten, nur die Verwahrung dieser Jungen, wenn man nicht fortgesetzt sexuelle Übergriffe zulassen möchte.

Diese große Ambivalenz, die bis hier skizziert wurde, findet ihre Entsprechung in der besonderen generellen Lebens- und Entwicklungssituation von Jugendlichen.

Jugendliche als besondere Klienten (und Auftraggeber)

In einem weit verbreiteten Standardwerk der Kinder- und Jugendpsychiatrie (Nissen 1980) werden Jugendlichen drei Entwicklungsbereiche quasi als Entwicklungsaufgaben zugeordnet. Es sind dies die Bereiche der 1. Identität, 2. der Sexualität und 3. der Autorität.

Weiter wird ausgeführt, dass zu dem Aufgabenbereich der Identität die „Selbstfindung und Beherrschung der Rollen der Sozietät“, zum Aufgabenbereich Autorität die „Lösung von bisherigen Autoritäten und realitätsgerechte Wiederanbindung an die Eltern“ und zum Aufgabenbereich Sexualität die „Integration genitaler Sexualität“ gehöre (Nissen 1980, S. 200). Den verschiedenen Aufgaben/Entwicklungsbereichen werden verschiedene Störungsbilder zugeordnet. Es wird die Größe der Aufgabe und die besondere Verletzlichkeit der Jugendlichen in dieser Lebensphase betont. Eine „normale Pubertät“ sei schon durch die „Symptome“ der Ambivalenz und Labilität, Aggressionen und Liebesbedürfnis, Begeisterung und Niedergeschlagenheit, Freiheitsdrang sowie Einsamkeit und Spannungszustände zwischen Hoffnung und Verzweiflung gekennzeichnet.

Ludewig charakterisiert in einem Beitrag für die „Viersener Therapietage“ 2000 das Besondere an Jugendlichen folgendermaßen: Er sieht Jugendliche als „Grenzgänger“, die sich im Niemandsland zwischen fremd verantwortetem Leben der Kindheit und der eigenständigen Verantwortung des Erwachsenenens befinden und sich darin zurechtzufinden versuchen. Dieser Zustand des Übergangs verlange es, so viel an Ungewissheit und Konfliktgeladenheit auszuhalten und so viel Lernfähigkeit und Anpassungsvermögen zu erbringen, wie wohl in keinem anderen Stadium der menschlichen Entwicklung (Ludewig 2001 S. 165). Andererseits eigne sich diese Entwicklungsphase des Übergangs besonders für vielfältige Veränderungen, weiterführende Entwicklungen und andere unvorhergesehene Entfaltungen.

Zum Thema „Auftragsorientierung“ führt Ludewig aus, dass bei Jugendlichen die Lage komplexer als bei Kindern sei, die die Erwachsenen meist um Hilfe bitten. „Die Älteren unter ihnen sind durchaus in der Lage, eigene Hilfsbedürftigkeit festzustellen. Das heißt aber nicht, dass sie deshalb von sich aus professionelle Hilfe aufsuchen. Sie können sich meistens auf ihre Eltern oder entsprechende Zuständige verlassen, dass diese die Hilfestellung veranlassen“ (2001, S. 176). Ludewig mahnt an, dass sorgfältig geprüft werden muss, wer welchen Auftrag erteilt, um eine fruchtbare Kooperation zwischen Hilfesuchenden und Helfern nicht nachhaltig zu erschweren. Er schlägt vor, Jugendliche als adoleszente Kunden zu betrachten und zu prüfen, in welchen Bereichen und in welchem Ausmaß der einzelne Jugendliche bereits Kunde ist.

Rotthaus geht davon aus, dass „eine wesentliche Entwicklungsaufgabe des Jugendalters darin besteht, eine Unabhängigkeit von Erwachsenen zu erreichen. Jugendliche müssen im Hinblick auf ihre Lebensgestaltung eine Kompetenz- und Kontrollüberzeugung ausbilden, Vorgehensweisen erlernen, mit Problemen und Konfliktsituationen eigenständig umzugehen, und das Erleben von Selbsteffizienz entwickeln (2002, S. 340). Er sieht einen prinzipiellen Widerspruch zur Psychotherapie: Vermittle diese doch durch ihre Inanspruchnahme, dass Probleme nicht eigenständig gelöst werden könnten, sondern dass die Unterstützung von Erwachsenen notwendig sei. Er plädiert deshalb dafür, dass Psychotherapie so kurz wie möglich sein solle, das heißt, dass sie mit so wenig Stunden wie möglich auskommen müsse.

Schärfer formuliert sieht er (Rotthaus 1999) in der Inanspruchnahme von Psychotherapie die Gefahr, dass sie einen „Kontext des Versagens“ konstruiert, da sie das Versagen, das z. B. zur stationären Aufnahme führt, zum Maß macht, an dem alles, was das Kind oder der Jugendliche tut, gemessen wird. Die Jugendlichen würden dadurch in ihrem Erleben des Versagens bestätigt.

Wege aus dem Dilemma: Zur Ressourcenorientierung

Im vorherigen Abschnitt wurden prinzipielle Merkmale von Entwicklung im Jugendlichenalter vorgestellt, die zum Teil zumindest die Inanspruchnahme von Hilfe, das heißt Kooperation im psychosozialen Bereich zu erschweren scheinen. Ein Gedanke, der helfen kann, diesen Widerspruch zwischen der Notwendigkeit der Entwicklung von Autonomie einerseits und der Notwendigkeit der Inanspruchnahme von Unterstützung andererseits aufzulösen, kann im Konzept der Ressourcenorientierung zu finden sein. Dieses in der Systemischen Therapie allgegenwärtige Konzept formuliert, dass jedes Individuum über Ressourcen verfügt. Eine Fokussierung auf diese Ressourcen soll dazu beitragen, ein Individuum zu stärken und damit Problemlösungen zu vereinfachen, während umgekehrt angenommen wird, dass eine schwerpunktmäßige Betrachtung der Probleme diese in ihrem Einfluss verstärkt und Lösungen schwieriger macht. Der Blick auf die Ressourcen erlaubt zudem dem Helfer, dort anzukoppeln, wo Kooperation am ehesten effektiv sein kann.

Grawe beschreibt ausführlich das Prinzip der Ressourcenorientierung in der Psychotherapieforschung (Grawe & Grawe-Gerber 1999). Er kommt dabei zu verschiedenen Schlussfolgerungen, die auch oder gerade im Hinblick auf die Arbeit mit Jugendlichen relevant sind.

a) So definiert er eine positive Ressource als jeden Aspekt des seelischen Geschehens und darüber hinaus der gesamten Lebenssituation eines Patienten, also z. B. motivationale Bereitschaften, Ziele, Wünsche, Interessen, Überzeugungen, Werthaltungen, Geschmack, Einstellungen, Wissen, Bildung, Fähigkeiten, Gewohnheiten, Interaktionsstile, psychische Merkmale wie Aussehen, Kraft, Ausdauer, finanzielle Möglichkeiten. Er definiert all dies als das „Potential“ eines Klienten.

b) Zudem formuliert er vier menschliche Grundbedürfnisse, die auch in Psychotherapie zu berücksichtigen seien:

- ein Bedürfnis nach Kontrolle und Orientierung
- ein Bedürfnis nach Lustgewinn und Unlustvermeidung
- ein Bindungsbedürfnis
- ein Bedürfnis nach Selbstwerterhöhung und Selbstwertschutz

c) Nach Grawe sollte eine Vorgehensweise für Klienten so gewählt werden, dass sie am besten die vom Klienten mitgebrachten Ressourcen aktiviert. Er plädiert so für eine differentielle Indikationsstellung. Er formuliert weiter, dass entscheidend für die Wirkung der Therapie nicht nur Kompetenz und Glaubwürdigkeit des Therapeuten sei, sondern auch inwieweit das spezifische therapeutische Verfahren vorhandene Bereitschaften, Erwartungen und Fähigkeiten beim Patienten aktiviert. Er plädiert für eine gezielte Vorbereitung zukünftiger Klienten auf das, was sie in der Therapie erwartet. Zudem betont er, dass es wichtig sei, dass sich Klienten im Prozess der Zusammenarbeit als fähig erleben.

d) Er betont ferner, dass eine therapeutische Beziehung vom Klienten als positive Ressource erlebt werden sollte. Sonst seien die Aussichten, dass irgendetwas Positives erreicht werden kann, schlecht.

Das Zusammenspiel Helfer und Jugendliche vor dem Hintergrund spezifischer jugendlicher Ressourcen

Setzt man die Überlegungen zu Jugendlichen als besondere Klienten und die Forderung nach Ressourcenorientierung (Grawe & Grawe-Gerber 1999) miteinander in Verbindung, so steht jeder, der mit Jugendlichen arbeiten will, vor der Frage, wie er die allgemeinen jugendlichen Ressourcen und die speziellen Ressourcen eines bestimmten Jugendlichen so als Voraussetzungen von Zusammenarbeit erkennen und berücksichtigen kann, dass der entsprechende Jugendliche auf ein Angebot zur Kooperation eingehen kann. Die Frage lautet also, was in Bezug auf bestimmte Gruppen Jugendlicher und auch in Bezug auf den speziellen einzelnen Jugendlichen berücksichtigt werden muss, damit bestimmte Zielgruppen von Jugendlichen Hilfsangebote als attraktiv empfinden und zu Kooperation eher bereit sein können. Außerdem: Welcher Kontext kann hilfreich sein, eine Kooperation mit Jugendlichen letztendlich Erfolg versprechend zu etablieren?

Die Frage lautet: Welche Bedingungen müssen erfüllt sein, damit Jugendliche sich darauf einlassen, einen Prozess der Entwicklung vom Besucher (de Shazer 1992), der zum Helfenden geschickt wird, hin zum Kunden, der eigene Anliegen formuliert und Veränderungserwartungen hat, zuzulassen, ohne dabei ihre zentralen Entwicklungsaufgaben als Jugendliche zu vernachlässigen?

Des Weiteren muss wie schon angedeutet überlegt werden, in welchem jeweiligen räumlichen und zeitlichen Kontext diese Zusammenarbeit entwickelt werden kann. Es gibt Problemlagen, bei deren Auftreten eine geduldige Entwicklung von Kooperation, die oft sehr zeitaufwendig ist, sicherlich nicht akzeptabel ist. Dies trifft z. B. zu bei der Arbeit mit jugendlichen Sexualstraftätern (vgl. Gruber 2002). Ist hier nicht kontrollierendes gesellschaftliches Handeln notwendig, das weitere Übergriffe verhindert und dafür sorgt, dass Jugendliche in einem Kontext leben, der ihnen neben Kontrolle dann auch die Möglichkeiten einer Entwicklung vom Besucher zum Kunden bietet?

Im Folgenden werden einige Prinzipien vorgestellt und erläutert, die für die Entwicklung von Kooperation im Rahmen von therapeutischen oder allgemeinen psychosozialen Hilfsangeboten wichtig sind sowie die Ressourcenorientierung (Grawe & Grawe-Gerber 1999) in den Vordergrund stellen und damit ein Ankoppeln an die spezifischen Ressourcen von Jugendlichen ermöglichen.

Auf den Kontext kommt es an

Zu erwähnen sind hier zunächst die **Kontextvariablen**, die die Zusammenarbeit mit Jugendlichen sicherstellen und Druck zur Entwicklung von Veränderungsmotivation erzeugen. Hierunter fallen Kontextmerkmale, wie die „elterliche Präsenz“ (Omer & von Schlippe 2002) sowie die Konstruktion von „Zwangskontexten“ (Gruber 1998).

Solch ein Zwangskontext wird u. a. für die Arbeit mit jugendlichen Sexualstraftätern (Gruber 1998) genutzt. Die Herstellung dieses speziellen Zwangskontextes erfolgt auf einer juristischen Grundlage und besteht konkret aus mindestens einer Strafanzeige gegen den entsprechenden Jugendlichen, was bei neu aufzunehmenden Jungen aus zwei Gründen notwendig ist:

Die initial meist wenig therapiemotivierten Jugendlichen sind ebenso wie sonstige Auftraggeber erfahrungsgemäß nicht in der Lage, die Durchführung der langfristig angelegten und mit zahlreichen Einschränkungen verbundenen Behandlung bis zu einem geplanten Ende zu garantieren. Der juristische Rahmen stellt für die Jugendlichen die notwendigen unter Druck erzeugten Kontextbedingungen her, unter denen sie meist erst bereit sind, sich der Behandlung in der notwendigen Länge und Intensität zu stellen. Er bietet ferner einen Kontext, der es den Jugendlichen ermöglichen soll, eigene Anliegen an die Zusammenarbeit zu formulieren und zur Kooperation zu finden. Wie der juristische Rahmen im Einzelnen formuliert ist, hängt dabei von der Kooperationsbereitschaft der aufzunehmenden Jungen ab. Es kann eine Anzeige der sexuellen Übergriffe ausreichen, um den Jungen dazu zu bewegen, die ihn stark kontrollierenden Ausgangsbeschränkungen einzuhalten. Es kann aber auch gelegentlich die Erfahrung von Untersuchungshaft notwendig sein, um dieselbe Kooperationsbereitschaft zu bewirken.

Zum Zweiten verteilt er die Verantwortung für die Kontrolle und Betreuung dieser Klienten auf verschiedene (zusätzliche) gesellschaftliche Schultern, wie z. B. auch auf die Justiz, und entlastet so in Krisensituationen, z. B. bei vorzeitigen Therapieabbrüchen, die zuständigen Mitarbeiter ganz erheblich.

Im Hinblick auf eine intensivere Betrachtung der **Erwachsenen** bietet das Konzept der elterlichen Präsenz (Omer, von Schlippe 2002) Möglichkeiten, Anregungen zu geben für die Konstruktion eines Kontexts für die Kooperation mit Jugendlichen. Es geht hier im Wesentlichen darum, Eltern (wieder) in die Lage zu versetzen, Grenzen zu definieren und diese gegenüber den Jugendlichen zu vertreten, das heißt einen Kontext zu gestalten, der Kooperation der Jugendlichen wiederherstellt und somit auch Entwicklung im positiven Sinne für die Jugendlichen wieder möglich macht. Die Eltern werden im Rahmen dieses Ansatzes z. B. dazu ermuntert, durch Methoden, die aus dem Bereich des zivilen Ungehorsams oder des gewaltfreien Widerstandes kommen, sich gewaltfrei mit ihren Kindern z. B. durch „Sit ins“ auseinanderzusetzen.

Wie kann ein attraktives Angebot für Jugendliche aussehen

Ein weiteres wichtiges Element in der Gestaltung attraktiver Angebote im Rahmen einer ressourcenorientierten Arbeit mit Jugendlichen stellen **Rituale** im Ablauf von Therapieprogrammen, alltäglichen Situationen und Lebensphasen dar. Diese stellen den Jugendlichen in Form von Übergangsritualen (Initiationsriten) Verhaltensweisen für Veränderungsschritte für die Bewältigung von Aufgaben und der Entwicklung von Autonomie, Identität und Sexualität zur Verfügung.

Rothaus (1999) schlägt Kobak & Waters (1984) folgend vor, stationäre Behandlung oder Psychotherapie als Übergangsritual zu konzipieren. Er sieht die Möglichkeit, stationäre Behandlung als eine Art Trainingslager zu verstehen, in dem neue Verhaltensweisen in der Behandlung erprobt werden können. Es sollen so Entwicklungsschritte ermöglicht werden, die den Jugendlichen erlauben, den Übergang vom Kind zum Jugendlichen zu bewältigen und die beschriebenen Aufgaben des Jugendalters in Angriff zu nehmen.

Kobak & Waters sehen durch ein Übergangsritual folgende Aufgabenverteilungen angesprochen: Den Therapeuten kommt die Aufgabe zu, kompetent therapeutische Rituale zu erarbeiten. Sie sollten außerdem in der Lage sein, diese mit hypnotischer Überzeugungskraft durchzuführen. Der Part der Jugendlichen besteht in diesem Konzept darin, nach der Beendigung des Rituals in einem Status mit neuen Ideen und Verhaltensweisen wieder ins Leben zu treten.

In der Arbeit mit jugendlichen Sexualstraftätern wurden ebenfalls zahlreiche Rituale entwickelt (vgl. u. a. Gruber 1999). Diese Rituale definieren und strukturieren den Ablauf des gesamten Behandlungsprozesses und des Alltages so, dass die Jugendlichen Verhaltens-

weisen einüben können, die ihnen die Bewältigung von für sie in der Vergangenheit oft schwierigen Situationen erlauben.

So gibt es das Ritual, dass die Jugendlichen mit dem verantwortlichen Psychologen eine neue Ausgangsstufe aushandeln müssen, die ihnen größere Bewegungsfreiheit innerhalb oder außerhalb unseres Geländes erlaubt. Dazu müssen sie diesen ansprechen, ihre Meinung vertreten und begründen, sich jedoch u. a. auch mit Widerspruch auseinandersetzen und auch eventuelle Frustrationen bei Nicht-Erreichen des Zieles verarbeiten lernen. Gerade die angesprochene Klientel hat oft große Schwierigkeiten damit, eigene Standpunkte zu vertreten und große Defizite in der Entwicklung einer eigenen Identität. Diese Rituale sollen somit helfen, hier notwendige Entwicklungen zu fördern sowie Frustrationen angemessener zu verarbeiten. Es ist so möglich und lohnenswert, den Jugendlichen andere Erfahrungen zu ermöglichen und sie bei deren Verarbeitung zu unterstützen.

Für die Jugendlichen haben diese Rituale aber auch eine andere Bedeutung: Für viele stellt die Frage nach einem erweiterten Ausgang eine echte Mutprobe dar, auf die sie sich von den anderen regelrecht vorbereiten lassen, deren Formulierung an sich oft schon mit Anerkennung durch die anderen quittiert wird und bei Erfolg kann dies Jubel und Lob bei allen anderen Jugendlichen auslösen. Die Bewältigung solcher Übergänge stellt somit ein Lernfeld dar, das das Selbstbewusstsein der Jungen durch Erlebnisse erfolgreicher Auseinandersetzung mit Autoritäten, das heißt mit Erwachsenen, oft erheblich aufwertet.

Alltägliche Rituale ermöglichen, viele scheinbar schwierige Situationen erfolgreich zu bewältigen, und stärken so über Erfolgserlebnisse das oft eher gering ausgeprägte Selbstbewusstsein der Jugendlichen.

Damit die mit der eben beschriebenen Bewältigung verbundenen Leistungen als bedeutsam eingeschätzt werden und ihre positive Wirkung entfalten können, ist eine Voraussetzung, dass ihnen von den Jungen eine große Bedeutung zugeschrieben wird. Dies geschieht nur, wenn z. B. der Erwachsene in der beschriebenen Verhandlungssituation diese absolut ernst nimmt und ihnen angefangen vom Kontext (Ort und Zeit) bis hin zur Dauer große Wichtigkeit zuschreibt. Diese Verhandlungen führt z. B. im Gerhard Bosch Haus der Rheinischen Kliniken Viersen nur der zuständige Psychologe. Niemand anderes hat die Kompetenz, über erweiterte Ausgangsstufen zu verhandeln. Sie werden somit sehr kostbar. Dieser bemüht sich auch, diese Verhandlungen nur zu führen, wenn er genügend Zeit hat, in Ruhe mit den Jungen sprechen kann, und gibt den Jungen nie das Gefühl, dass sie etwas geschenkt bekommen. Er bemüht sich aber auch, andere Anliegen, die er nicht entscheiden muss, an die Gruppenmitarbeiter zu verweisen.

In der Pflege von Bedeutungen entstehen **Mythen** – eine Bedeutung für das im Rahmen der Zusammenarbeit Geschehene sowie für die Leistung dessen, der diese Zusammenarbeit bis

zum Ende „durchsteht“ und erfolgreich bewältigt. Der Stolz auf die eigene Leistung und auch vor Beginn der Ehrgeiz, die „Therapie zu schaffen“, ist bei vielen Jugendlichen immer wieder sichtbar. Diese Mythen werden entscheidend durch andere in der Gruppe anwesende Jugendliche transportiert. Diese erzählen den Neuen oft wahre Schauergeschichten, was sie in den einzelnen rituellen Gruppensitzungen erwartet.

Emotionale Highlights sind ebenfalls für die Planung von Angeboten für Jugendliche bedeutsam, da der Alltag den Jugendlichen Gefühle ermöglichen muss, die sie in Bezug auf Autonomie und die Entwicklung ihrer eigenen Identität unterstützen. In der Arbeit mit jugendlichen Sexualstraftätern und auch im Kontakt mit Jugendlichen außerhalb der Klinik wurde immer wieder deutlich, dass Jugendliche gezielt Situationen aufsuchen, in denen sie Gefühle erleben, die sie sonst vermissen: Stolz, Aufregung, auch Anspannung und Angst. Es werden Situationen herausgefordert, um diese Gefühle zu erleben und deren positive Bewältigung herbeizuführen.

Viele Jugendliche entscheiden sich für eine Mitarbeit in einer Gruppe, weil sie die vermeintlich höheren Anforderungen suchen. Viele Jugendliche denken dann nach Abschluss der Zusammenarbeit immer wieder daran zurück, dass sie erfolgreich waren, sind immer noch stolz auf diese Leistung.

Angebote, die dazu beitragen, **Verantwortung für sich zu übernehmen**, können sich sowohl auf kleine Alltagsaufgaben als auch allgemein auf die eigene Lebensperspektive beziehen. Letzteres kann z. B. bedeuten, dass Vorstellungen von einer Ablösung aus der Herkunftsfamilie entwickelt werden können. Die Übernahme von Verantwortung ist der wichtigste Aspekt in der Arbeit mit diesen Jugendlichen. In diesem Rahmen finden auch die meisten Auseinandersetzungen mit Jugendlichen statt. Deutlich wird die Ambivalenz der Jugendlichen, einerseits Verantwortung zu übernehmen und Autonomie zu entwickeln und andererseits Verantwortung auch abzugeben und sich auf Erwachsene verlassen zu wollen. Jeder, der mit Jugendlichen zu tun hat, weiß um die Doppelbödigkeit des Verlangens Pubertierender, einerseits ständig um Autonomie zu kämpfen, andererseits die Eltern aber immer wieder einzuladen, sich einzumischen und Autonomie in Frage zu stellen.

In jeder Arbeit mit Jugendlichen sind Angebote, Verantwortung zu übernehmen, in ihren Auswirkungen und Anforderungen zu reflektieren und an den einzelnen Jugendlichen so anzupassen, dass eine Entwicklung stattfinden kann. Sind Anforderungen zu hoch, dann wird der Jugendliche gegebenenfalls die Übernahme von Verantwortung verweigern. Er wird die Aufgaben im ungünstigsten Fall ignorieren. Scheitern an Anforderungen kann notwendig sein, um Weiterentwicklung zu ermöglichen, Voraussetzung ist jedoch, dass die Folgen für den Jugendlichen und seine Umwelt erträglich sind.

In der Arbeit mit jugendlichen Sexualstraftätern bedeutet deren Übernahme von Verantwortung zunächst, dass die Jugendlichen innerhalb eines Zwangskontextes die Verantwor-

tung für ihre Anwesenheit haben. Eine Anforderung, ohne Zwangskontext anwesend zu sein und die offenen Türen und Fenster des Hauses so zu respektieren, dass sie nicht entweichen, würde die Mehrzahl unserer Jugendlichen überfordern.

Diese Anforderung, eine offene Tür in der Form zu respektieren, dass sie nur mit Erlaubnis durchschritten wird, wird von den Jugendlichen oft als sehr hoch erlebt. Insbesondere Jugendliche, die in der Vergangenheit durch Ausweichen oder Entweichen immer wieder aufgefallen sind, sind besonders stolz darauf, wenn sie nicht wegen einer Entweichung entlassen werden.

Eine durchgehende Beobachtung der letzten Jahre ist, dass Jugendliche **Beziehungsangebote** benötigen. Bezogen auf die weiter vorne ausgeführten allgemeinen Charakteristika von pubertärer Entwicklung bedeutet dies, dass im Umgang mit Jugendlichen ein großes Augenmerk auch auf die erwachsenen Personen zu richten ist, die mit den Jugendlichen arbeiten. Dabei sind die Anforderungen leicht zu beschreiben, deshalb aber trotzdem recht hoch: Erwachsene werden benötigt, um den Jugendlichen Grenzen zu markieren und um ihnen Gelegenheit zu geben, sich an diesen Grenzen zu stoßen. Erwachsene sind dazu da, „vom Sockel gestoßen zu werden“. Das bedeutet, dass sie sich bewusst sein müssen, dass Jugendliche sie mit all ihren Widersprüchen und individuellen Brüchen wahrnehmen und genau an diesen Stellen herausfordern werden: Jugendliche wollen sehen und erleben, wie Erwachsene mit ihren individuellen Voraussetzungen umgehen, müssen die Gelegenheit haben ihr kindliches Bild vom omnipotenten Erwachsenen zu korrigieren. Diese realistische und nicht mehr kindliche Weltsicht ist Voraussetzung für die spätere Übernahme erwachsener Beziehungen, in denen der jeweilige Partner mit Stärken und Schwächen wahrgenommen werden kann.

Literatur

- de Shazer, S. (1992). *Der Dreh. Überraschende Wendungen in der Kurzzeittherapie*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Grawe, K., Grawe-Gerber, M. (1999). Ressourcenaktivierung – Ein primäres Wirkprinzip der Psychotherapie. *Der Psychotherapeut* 44, pp. 63-73.
- Gruber, T. (1998). Stationäre Arbeit mit jugendlichen Sexualstraftätern – Die Behandlung sexuell auffälliger Jungen in einem Zwangskontext. In: Bundesarbeitsgemeinschaft der Kinderschutzzentren [Hrsg.]: *Sexuelle Kindesmisshandlung „Die Täter“ – differenzieren statt verallgemeinern*. Köln: Bundesarbeitsgemeinschaft der Kinderschutzzentren, pp. 36-40.
- Gruber, T. (1999). Wehret den Anfängen: Ein integratives Konzept zur stationären Behandlung jugendlicher Sexualstraftäter. In: Deegener, G. [Hrsg.]: *Sexuelle und körperliche Gewalt*. Weinheim: Psychologie Verlagsunion, pp. 57-80.
- Gruber, T. (2002). Das Viersener Modell zur Therapie mit jugendlichen Sexualstraftätern: Zur Dialektik von Kontrolle und Therapie, Zwang und Freiwilligkeit. In: Schmelzle, M. & Knölker, U. [Hrsg.]: *Therapie unter Zwang?* Lengerich: Pabst Science Publishers, pp. 71-83.

- Kobak, R. R., Waters, D. B. (1984). Family Therapy as a Rite of Passage: Play's the Thing. *Family Process* 23, pp. 89-100.
- Ludewig, K. (2001). „Junge Menschen lügen nicht, Erwachsene dagegen sehr“. Über den Umgang mit Selbstverständlichkeiten und Besonderheiten in der Therapie mit Jugendlichen ... In: Rotthaus, W. (Hrsg.): *Systemische Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie*. Heidelberg: Carl-Auer, pp. 162-185.
- Nissen, G. (1980). Konflikte und Krisen in der Pubertät und Adoleszenz. In: Harbauer, H., Nissen, G., Lempp, R. & Strunk, P. (1980). *Lehrbuch der speziellen Kinder- und Jugendpsychiatrie*. Berlin/Heidelberg/New York: Springer Verlag, pp. 197-237.
- Omer, H. & von Schlippe, A. (2002). *Autorität ohne Gewalt. Coaching für Eltern von Kindern mit Verhaltensproblemen „Elterliche Präsenz als systemisches Konzept“*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rotthaus, W. (1999). Kundenorientierung in der stationären systemischen Psychotherapie. Vom Kontext des Versagens zum Kontext der Kompetenz. In: Vogt-Hillmann, M. & Burr, W.: *Kinderleichte Lösungen*. Dortmund: Borgmann Verlag, pp. 159-171.
- Rotthaus W. (2002). Systemische Psychotherapie mit Jugendlichen. *Psychotherapie im Dialog* 4, pp. 338-343.

Thomas Gruber